

Stefan Strixner · Serona Wolf

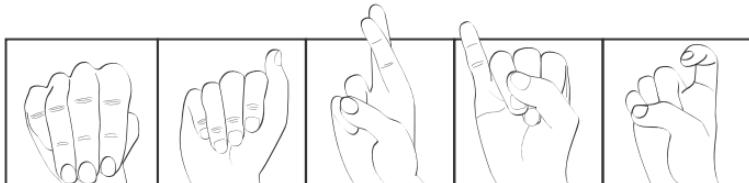
Kleines Wörterbuch
der Gebärdensprache

*Mit der freundlichen Unterstützung
von Dr. Horst Pelletier*

Stefan Strixner
Serona Wolf

Kleines Wörterbuch der
Gebärdensprache

marixverlag



Inhalt

Vorwort

Wozu ein Buch wie dieses?	8
---------------------------------	---

Blick in eine stille Welt

Die Geschichte der Gebärdensprache	12
Die Gehörlosengemeinschaft	16
Die Kultur der Gehörlosen	17
Regionale Dialekte	20
Wie entsteht eine Gebärde?	22

Wie funktioniert die DGS?

Der Satzbau	26
Das Gesicht spricht mit	27
Die Handstellung	29
Die Handbewegung	30
Der Ausführungsort	31
Der Blickkontakt	32
Das Fingeralphabet	33
Das Fingeralphabet – Sonderzeichen	37
Namen	38

Inhalt

Gebärden und ihre Bedeutung

Zwischenmenschliches –	
die Unterhaltung	40
Aus dem täglichen Leben	53
Rund um die Zeit	121
Fragewörter	137
Menschen – Familie	142
Notfälle	151
Orientierung und Verkehrsmittel	158
Behördenbesuch	171

Index

Von A – Z	184
-----------------	-----



Vorwort

Hallo

Vorwort

Wozu ein Buch wie dieses?

Gebärdensprache ist nicht einfach eine Sammlung von mehr oder weniger komplizierten Zeichen, nicht nur »sprechen mit Händen und Füßen«. Die Gebärdensprache bringt alles mit, was eine vollwertige Sprache haben muss: Es gibt nichts, was man mit ihr nicht ausdrücken könnte. Mehr noch: In Deutschland ist die Verständigung mit der Gebärdensprache eine offiziell anerkannte Amtssprache.

Trotzdem führen gehörlose Menschen oft ein Leben im stillen Abseits. Entweder sie blei-ben unter sich, weil sie sich dann problemlos unterhalten können, oder sie sind auf einen Dolmetscher angewiesen. Schade eigentlich, denn die Welt der Gebärdensprache ist reich an überraschenden Lösungen, an subtilen Untertönen und eleganten Umschreibungen. Der Mangel an Gehör, und damit der Mangel an verbaler Kommunikation, führt nämlich keinesfalls zu einer geistigen Einsilbigkeit – im Gegenteil. Gerade Gehörlose besitzen überdurch-schnittlich oft eine ausgezeichnete Auffassungsgabe für sprachliche Probleme. Und ihre Lösungen sind nicht selten von unver-wechselbarer Eloquenz.

Wozu ein Buch wie dieses?

Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, eine Patentlösung für die leider immer noch allzu häufige Ausgrenzung der Gehörlosen zu sein. Und einen ausgebildeten Gebärdensprachdolmetscher werden die folgenden Seiten nicht ersetzen. Aber sie können eine Basis schaffen, Interesse und Verständnis wecken – ganz abgesehen davon, dass nur wenige Begriffe der Gebärdensprache universell verwendbar sind und auch den sprachlichen Horizont von hörenden Menschen auf eine ungewöhnliche Art erweitern.

Für die wichtigsten Alltagssituationen soll dieses Buch eine Stütze sein. Grundlegende Strukturen der Gebärdensprache werden auf einfache Weise erklärt und häufig verwendete Begriffe in einem Lexikon aufgeführt.

Sie können lernen, wie sich der Gehörlose im Alltag zurechtfindet, wie er mit dem abstrakten Begriff der Zeit umgeht und sich bei Behörden und Ämtern »durchschlagen« kann – die Gebärdensprache ist ein faszinierendes Abenteuer!

Kommunikation ohne gesprochene Worte ist gar nicht so schwierig. Versuchen Sie es einfach und Sie werden sehen: Gebäuden sind eine Sprache wie jede andere auch.



Ich



lerne



gebärden

**Wenn Gott mich anders gewollt hätte;
dann hätte er mich anders gemacht.**

*Johann Wolfgang von Goethe
(1749 – 1832)
deutscher Dichter der Klassik,
Naturwissenschaftler und Staatsmann*

**Je kleiner der Geist, um so mehr
verachtet er jene, die anders sind als er.**

*Dr. Carl Peter Fröbling
(*1933), deutscher Germanist,
Philosoph und Aphoristiker*

**Aus der Stille werden die wahrhaft
großen Dinge geboren.**

*Thomas Carlyle (1795 – 1881)
schottischer Philosoph, Historiker, Essayist,
Geschichtsschreiber und sozialpolitischer
Schriftsteller*



sehen

Blick in eine stille Welt

Blick in eine stille Welt

Die Geschichte der Gebärdensprache

Die Gehörlosengemeinschaft verdient Respekt. Das wird besonders deutlich, wenn man deren Entwicklung betrachtet. Diese Geschichte lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Bis dahin waren die »Taubstummen« ganz einfach nicht als vollwertige Mitglieder der damaligen feudal geprägten Gesellschaft anerkannt. Sie lebten weit verstreut und weitgehend isoliert von einander und vom Rest der Welt.

Der Beginn vom Ende dieser Isolation zeichnete sich erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts ab – und zwar in Frankreich, dem Geburtsort der Aufklärung. Der Mönch Etienne de Fay erteilte, gegen die Gepflogenheiten der damaligen Zeit, in der Abtei im französischen Amiens vier zunächst gehörlose Schülern allgemeinen Unterricht. Einer von ihnen war ein gewisser Azy d'Etavigny. Mit diesem Schüler erlangte der hörende Gehörlosenpädagoge Jacob Pereira (1715 bis 1780) die Aufmerksamkeit der damaligen Wissenschaft. Er lehrte den gehörlosen – und »gleichwohl« gebildeten – d'Etavigny das Sprechen und führte ihn im Jahr 1749 schließlich den Akademien in Paris vor.

Der Beweis war erbracht: Die fehlende Fähigkeit zu hören war kein Indiz auf eine geistige Behinderung. Sie ließ somit keine Schlüsse auf die intellektuellen Fähigkeiten des Gehörlosen zu. Damit war zum ersten Mal überhaupt die Tür zur Bil-

Die Geschichte der Gebärdensprache

dung für die Gehörlosen einen Spalt weit aufgestoßen. Die logische Folge waren neue Schulen speziell für »Taubstumme«.

Das erste Institut dieser Art gründete Abbé Charles Michel de l'Epée in seinem Privathaus in Paris. Man schrieb das Jahr 1770, also noch fast 20 Jahre vor der französischen Revolution. De l'Epée hatte den Geist der Veränderung, der damals schon spürbar war, aufgesogen. Er hatte bereits die Ideale der Aufklärung verinnerlicht. Nach seiner Überzeugung waren alle Menschen dem Wesen nach gleich – in seinen Augen war ein Gehörloser kein schlechterer Mensch als einer, der sprechen konnte: Diese Auffassung war noch keine Selbstverständlichkeit zu jener Zeit. Auch sein wissenschaftlicher Ansatz darf als durchaus innovativ gelten: Er ging davon aus, dass Sprache nicht von Natur aus im Menschen verwurzelt ist. Er betrachtete die Sprache als ein losgelöstes Zeichensystem, das es möglich mache, Dinge und Zeichen auf willkürliche Weise mit einander zu verbinden – also mit Wörtern ebenso wie mit Gebäuden.

De l'Epée wurde so zum Begründer der gebärdensprachlich orientierten Lehrmethode, die auch »französische Methode« genannt wird. Er schuf als erster methodische Gebärden für seinen Unterricht. Sein Beispiel fand Anerkennung und verbreitete sich bald über ganz Europa. In Wien ent-

Die Geschichte der Gebärdensprache

stand so im Jahr 1779 eine Schule unter Leitung von Johann Friedrich Stork und Josef May, die eine Ausbildung in Paris genossen hatten. Beide Lehrer waren hörend, ebenso wie Ernst Adolf Eschke, der 1788 in Berlin die erste deutsche Gehörlosenschule eröffnete. Ihm folgte Georg W. Pfingsten elf Jahre später mit einem Institut in Kiel.

Einen weiteren entscheidenden Schritt nach vorne machte die Gehörlosengemeinschaft dank des Einsatzes von Eduard Fürstenberg. Er wurde 1827 in Berlin geboren, verlor sein Gehör mit vier Jahren und besuchte die Berliner Gehörlosenschule. Im April 1884, fast genau einen Monat nach der Märzrevolution, gründete er den »Allgemeinen Taubstummen-Unterstützungsverein von Groß-Berlin e. V.« Dieser Verein kümmerte sich damals wie heute um die Belange der Gehörlosen.

Doch Fürstenberg leistete noch mehr. 1872 gab er die erste Gehörlosenzeitschrift heraus: »Der Taubstummenfreund«. Außerdem organisierte er die ersten Gehörlosennkonferenzen in Berlin und Wien.

Im Jahre 1880 beschlossen hörende Gehörlosenpädagogen auf dem Mailänder Kongress die Gebärdensprache aus dem Unterricht zu verbannen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es einige Rückschläge für die Gehörlosengemeinschaft. Die Gebärdensprache stand im

Die Geschichte der Gebärdensprache

Kreuzfeuer der Kritik, die Gelehrten stritten sich, ob man nicht mit den »sprechenden Händen« einen falschen Weg eingeschlagen habe.

Im Dritten Reich wurde zur „Verhinderung erbkranken Nachwuchses“ die massenhafte Zwangssterilisation von Gehörlosen betrieben. Bis heute gibt es für diese Verbrechen keine Entschädigung. Erst nach 1945, viele Jahre und zwei Weltkriege später, ging es – wenn auch sehr zögerlich – aufwärts.

In den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde wieder ernsthaft über die Anerkennung der Gebärdensprache diskutiert. Musterländer waren Schweden und die USA. Die offizielle Forderung nach Anerkennung der Deutschen Gebärdensprache (DGS) sprach in Deutschland erstmalig der Deutsche Gehörlosen-Bund aus. Es folgte ein langer Weg durch die Instanzen und gegen viele Widerstände.

Bis am Ende der Durchbruch erreicht war: Am 24. Juli des Jahres 2002 wurde ein Passus in den zehnten Band des Sozialgesetzbuches aufgenommen, der einen wichtigen Schritt hin zur Gleichberechtigung der Gehörlosengemeinschaft bedeutet: Seit diesem Tag ist die Deutsche Gebärdensprache eine offiziell anerkannte Kommunikationsform in Deutschland – und damit in allen Amtsstuben und Gemeindebüros.

§ 19 Absatz eins SGB

(1) Die Amtssprache ist deutsch.

Hörbehinderte Menschen haben das Recht, zur Verständigung in der Amtssprache Gebärdensprache zu verwenden; Aufwendungen für Dolmetscher sind von der Behörde oder dem für die Sozialleistung zuständigen Leistungsträger zu tragen.

Blick in eine stille Welt

Die Gehörlosengemeinschaft

Die Gebärdensprache ist für die meisten Hörenden ein Buch mit sieben Siegeln. Für die Gehörlosen ist sie eine normale Sprache, die ihnen eine vollwertige Kommunikation untereinander und mit hörenden »Einge-weihten« erlaubt. So kommt den Gebärdern eine zentrale Rolle im Kreis der Gehörlosen zu. Die DGS ist mehr als ein Werkzeug, sie ist der kleinste gemeinsame Nenner einer Gruppe von Individuen, die sich selbst »die Gehörlosengemeinschaft« nennen.

Die Gebärdensprache verhilft diesen Menschen zu ihrer eigenen Identität. Sie ist ein wichtiger Schlüssel zur Selbstfindung in einer stillen Welt, die so offensichtlich ganz anders ist als die der Hörenden. Dieser Abgrenzung sind sich die meisten Gehörlosen sehr bewusst – und sie legen verständlichen Wert darauf, dass diese sensible Grenze nicht gedankenlos verletzt wird. Aus diesem Grund ist es für Außenstehende sehr wichtig, sich der DGS mit einem gesunden Maß an Respekt zu nähern. Das bedeutet auf der anderen Seite natürlich nicht, dass man zwischen sich selbst und seinem gehörlosen Gegenüber mit übertriebener Vorsicht einen deutlich spürbaren Graben zieht. Gehen Sie ruhig offen auf diese Menschen zu. Wenn Sie ein wenig Einfühlungsvermögen beweisen, dürfen Sie in der Regel mit einem warmen Willkommen rechnen.

Blick in eine stille Welt

Die Kultur der Gehörlosen

Befragt man ein Lexikon nach dem Begriff »Kultur«, so wird man mit Sicherheit eine Antwort wie diese erhalten: »... ist die Gesamtheit der Lebensformen größerer Gruppen«. Weiterhin, so steht es im „Großen Brockhaus“, ist Kultur »die Gesamtheit der geistigen, künstlerischen, gestaltenden Leistungen einer Gemeinschaft als Ausdruck menschlicher Höherentwicklung«.

Sollte man sich angesichts dieser Definition tatsächlich noch fragen, ob eine Bezeichnung wie »Gehörlosenkultur« ihre Berechtigung hat, wird man automatisch mit einer sehr einfachen Antwort konfrontiert: »Ja!« Alleine die Beherrschung der Gebärdensprache in ihrer Komplexität ist eine geistige Leistung, die ihresgleichen sucht. Für den größten Teil der rund 80 000 Gehörlosen in Deutschland ist diese Sprache ein ganz normaler – oder sagen wir besser »typischer« – Bestandteil ihres täglichen Lebens. Somit wäre schon qua Definition eindeutig nachgewiesen, dass es eine Gehörlosenkultur geben muss.

Die Gebärdensprache ist einer der wichtigsten Angelpunkte für das innere Zusammenleben dieser Minderheit und ganz sicher auch für die Übergänge zur Kultur der hörenden Mehrheit. Dabei sollte man sich stets vor Augen halten, dass die Grenzen fließend sind.

Die Kultur der Gehörlosen

Jeder Mensch, egal ob hörend, schwerhörig, gehörlos oder auch blind, ist ein vollwertiges Mitglied unserer Gesamtkultur. Ein gutes Beispiel für diese Tatsache liefert wiederum die Kommunikation: Haben Sie sich schon einmal für längere Zeit im Ausland aufgehalten? Wenn ja, dann kennen Sie sicher das folgende Phänomen: Man ist gezwungen, sich in einer fremden Sprache zu verständigen. Das ist anfangs mit Anstrengung verbunden, fällt mit der Zeit immer leichter, so lange bis es ganz selbstverständlich und mühelos funktioniert. Das geht so weit, dass man irgend-wann beginnt, in dieser, eigentlich fremden, Sprache zu denken – ja sogar zu träumen. Ganz ähnlich verhält es sich bei den Gehör-losen: Sie kommunizieren fast ausschließlich in der Gebärdensprache, oft sind ihre Vorstellungen und Gedanken von dem vertrauten motorischen Zeichensystem bestimmt und ihre stillen Träume sind oft von den lebhaften Bewegungen der Gebärde begleitet. Dass sich die Kultur der Gehörlosen nicht aktiv und bewusst gegen die Hörenden abgrenzt, ist ein weiterer interessanter Aspekt: Es herrscht ein stetiger und reger Austausch. Die Gebärdensprache ist an vielen Volkshochschulen ein gut besuchter Kursus, der Beruf des Gebärdendolmetschers ist anerkannt und mehr und mehr gefragt. Doch die Gemeinsamkeiten reichen inzwischen weit über die Grenzen des Gebärdensprachraums hinaus.

Die Kultur der Gehörlosen

schen noch weiter: Beispielsweise gibt es in ganz Deutschland Theatergruppen, die sich komplett oder auch teilweise aus Gehörlosen zusammensetzen. Gespielt wird jeweils in Gebärdensprache. Auch einen »Souffleur« gibt es meist – allerdings nicht für die Akteure, sondern als Übersetzer für die hörenden Besucher. Auch in die bildende Kunst hat die lautlose Sprache ihren Weg gefunden. Es gibt Maler, die in ihren Werken die Bewegungen der Gebärden nachempfinden, Skulpturen sind durch das Fingeralphabet inspiriert.

Der vielleicht wichtigste Aspekt der Gehörlosenkultur ist allerdings die menschliche Komponente. So wie sich die Europäer zur Begrüßung die Hände reichen oder die Asiaten zum gleichen Zweck eine Verbeugung vorziehen, gibt es auch unter den Gehörlosen viele verschiedene Alltagsrituale und Eigenheiten. So ist für diese Menschen eine große Gastfreundschaft recht typisch. Wenn sich Gehörlose unterhalten, dann zeichnen sich ihre Gespräche oft durch eine für Hörende ungewohnte Offenheit aus. Es ist eben manchmal einfacher, sensible oder sehr persönliche Themen mit einer Gebärde darzustellen als sie laut und für jeden hörbar auszusprechen.

Blick in eine stille Welt

Regionale Dialekte

Die Gebärdensprache ist eine natürliche Sprache, genauso wie das Deutsch der Hörenden. Gehörlose und Schwerhörige hatten wohl zu jeder Zeit ihre – wenn auch stark eingeschränkten – Methoden, um sich verständlich zu machen. Einen besonderen Tag »X«, an dem sich ein großer Geist an seinen Schreibtisch setzte und ein leeres Blatt mit der Überschrift »Regelwerk für eine Gebärdensprache« versah, hat es nie gegeben.

Natürlich hat die Sprache der Gehörlosen im Lauf der Jahrhunderte Regeln bekommen, erste allgemein verbindliche Grundsätze sind mittlerweile definiert. Trotzdem hat sich diese Sprache ganz automatisch weiterentwickelt. Dieser Eigendynamik ist jede Sprache unterworfen, sie ist ein ganz natürlicher Prozess, der aus dem täglichen Umgang mit der Grammatik und den Vokabeln entsteht. Neue Wörter werden geboren, andere geraten aus der Mode und verschwinden. Dazu kommen regionale Unterschiede. Wer in Berlin nach einer »Semmel« fragt, wird höchstwahrscheinlich vielsagende oder auch zweifelnde Blicke ernten: »Aha, ein Bayer. Oder so ...?«.

Eben diesen Phänomenen ist auch die Gebärdensprache unterworfen. Sie ist nicht überall auf der Welt gleich. Jedes Land hat seine eigenen Gebärden, jede Region hat

Regionale Dialekte

ihren eigenen Dialekt. Diese Unterschiede können so weit gehen, dass einzelne Gebärden im Umkreis von einigen wenigen Kilometern problemlos verstanden, jenseits dieser unsichtbaren Grenze aber schon wieder ein wenig anders ausgeführt werden. Die Zahl der Dialekte ist genauso unüberschaubar wie im gesprochenen Deutsch.

Gleichwohl: Trotz dialektaler lexikalischer Unterschiede hat die deutsche Gebärdensprache eine gemeinsame Grammatik. Aus diesen Gründen können die verschiedenen Dialekte unter dem Oberbegriff Deutsche Gebärdensprache zusammengefasst werden. Einen einheitlichen Dialekt – als Entsprechung zum Hochdeutsch – gibt es in der DGS nicht. Aus diesem Grund finden sich in diesem Buch Gebärden, die mancher Gehörlose vielleicht anders vollführen würde. Es gibt außerdem eine reiche Zahl von Begriffen, die in der DGS, wie im Deutschen mit drei, vier oder noch mehr verschiedenen Gebärden besetzt sind. Auch solche sind in dieser Sammlung enthalten. Wir haben allerdings aus Gründen der Übersichtlichkeit bewusst darauf verzichtet, jeweils alle für solche Fälle greifbaren Gebärdens grafisch und textlich umzusetzen.

Blick in eine stille Welt

Wie entsteht eine Gebärde?

Die Sprache ist ein Spiegelbild der Gesellschaft, in der sie verwendet wird. Das kann man auch an der DGS spüren. So gibt es ein altes Vorurteil, das den Deutschen eine gewisse Hörigkeit gegenüber der Obrigkeit zuschreibt. Darüber kann man sicher diskutieren.

Ein Argument für die Anhänger dieser Ansicht liefert die DGS: Die Begriffe für »deutsch« und »Polizei« unterscheiden sich nur minimal. Die Handstellung ist in beiden Fällen die gleiche (Im Gegensatz zu Verben werden Nomen nicht mit Mimik begleitet): Es wird der ausgestreckte Zeigefinger über die Stirn gehalten. Die Geste symbolisiert die alte preußische Pickelhaube. Der Ursprung dieser Gebärde leuchtet ein: Der besagte Helm – obwohl ein Relikt aus längst vergangenen Tagen – ist ein Symbol, das ohne die Gefahr einer Verwechslung für den Begriff »Deutschland« stehen kann. Der gedankliche Schritt über den »Staat« hin zum Begriff »Polizei« ist dann nicht mehr weit. Ähnlich verhält es sich mit den meisten anderen Gebärden der DGS. Besonders die einfacheren Bewegungsabläufe kann man auch als Laie schnell »lesen«. Die Begrüßung »hallo« hat sicher auch jeder Hörende schon mit der ausgebreiteten Handfläche begleitet.

Es kommt immer wieder vor, dass ein

Wie entsteht eine Gebärde?

Gehörloser einen Begriff zum Ausdruck bringen möchte, für den es keine offizielle Gebärde gibt. Meist wird er sich mit seinem eigenen Sprachgefühl behelfen und ganz einfach selbst eine neue Gebärde kreieren. Nicht wenige Gebärden haben so ihren Weg in die Lehrbücher der DGS gefunden: Der »Computer« etwa ist eine Erfindung, die noch vor wenigen Jahrzehnten eine Randscheinung war. Heute gehört er zum täglichen Sprachgebrauch. Da verwundert es nicht, dass sich die zugehörige Gebärde aus zwei Komponenten zusammen setzt: Einem »C« aus dem Fingeralphabet und gleich darauf dem altbekannten Zeichen für »Maschine«. Die direkte Art, Begriffe darzustellen, erleichtert die Kommunikation der Gehörlosen ungemein.

Doch wo Licht ist, gibt es auch Schatten: Vereinzelte Gebärden sind sehr direkt oder bedienen Klischees. Dieser Umstand sorgt bei manchen – meist hörenden – Menschen manchmal für Verwirrung bis hin zum Unverständnis. Als Beispiel für dieses Problem mag die Gehörlosenkultur in England dienen. Dort gibt es einen Fernsehsender, der eine Reihe für Gehörlose produziert. Zu Anfang des Jahres 2004 verbannte dieser Kanal einige Gebärden vom Bildschirm, weil sie in den Augen der Verantwortlichen einer »Beleidigung« für gewisse Minderheiten

Wie entsteht eine Gebärde?

gleichkommen. Es ging dabei um das englische Zeichen für »chinesisch«, bei dem die Augen zu Schlitzen gezogen werden: auch um die Gebärden für »Homosexuelle« (eine Bewegung in der Hüfte) und für »jüdisch« (hier deutet der Zeigefinger eine »krumme Nase« an). Der Sender wehrte sich gegen die Proteste des britischen Behindertenverbandes mit dem Argument, es gebe zwischenzeitlich modernere Zeichen, die »weniger verletzend wirken«. Ebenso ist die Gebärde für „deutsch“ durch das „G“ des englischen Fingeralphabets ersetzt worden.

Im Übrigen scheint die Deutsche GebärdenSprache bei aller Direktheit eher auf Empfänglichkeit bedacht zu sein. So wird in Deutschland der Begriff »jüdisch« mit einem angedeuteten Spitzbärtchen gebärdet.



**Wie funktioniert
die DGS?**

Wie funktioniert die DGS?

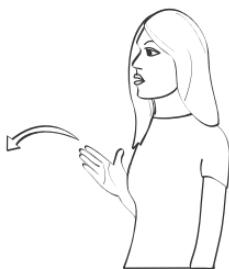
Der Satzbau



Ich



dich



besuchen

Die Deutsche Gebärdensprache (DGS) hat, genau wie das gesprochene Deutsch, exakt definierte Regeln für den Satzbau. Der auffälligste Unterschied ist die Position des Verbs. In der Gebärdensprache steht es ganz am Ende des Satzes, nicht in der Mitte. Übersetzt man etwa den gesprochenen Satz »Ich besuche dich«, dann verwendet man die Gebärden für »Ich«, »dich« und »besuchen« – in genau dieser Reihenfolge.

Falls der Satz ein Fragewort beinhaltet, steht dieses allerdings erst nach dem Verb. (»Du – mich – besuchst – wann?«).

Auch die Reihenfolge der Gebärden am Satzanfang folgt bestimmten Regeln: Ganz vorne stehen Zeitangaben wie »heute«, »morgen«, oder »später«. In der DGS gibt es nur drei verschiedene Zeitformen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Der Gebärdende macht zu Beginn seines Satzes klar, in welcher Zeit er sich befindet. Diese Zeit gilt für alle folgenden Gebärden – so lange bis eine neue Zeitangabe folgt.

Enthält ein Satz eine Ortsangabe, dann folgt sie direkt nach der Gebärde für die Zeitform. (»Morgen – zu Hause – ich – dich – besuche«)

Wie funktioniert die DGS?

Das Gesicht spricht mit

Durch die unterschiedlichen Satzstellungen ist es praktisch nicht möglich, einen gebärdeten Satz synchron mit gesprochenen Wörtern zu begleiten. Ein Gehörloser kann normalerweise keine Wörter von den Lippen eines Sprechenden ablesen. Trotzdem ist es für beide Seiten wichtig, auf die Körpersprache des Gesprächspartners zu achten. Der Mimik kommt hier eine herausragende Bedeutung zu. Die Gesichtszüge sind neben den Händen ein ganz wesentlicher Bestandteil der DGS. Fast jede Gebärde gewinnt mit einem entsprechenden Gesichtsausdruck zusätzliche Ausdruckskraft. Gut verdeutlichen lässt sich dieses Prinzip an einem Beispiel: dem Essen. Erzählt ein Gehörloser von seinem Mittagsmahl, dann kann man, wenn er es will, an seinem Gesicht ablesen, ob es ihm geschmeckt hat.

Dem aufmerksamen Beobachter erschließt sich so eine fast unerschöpfliche Palette von Begriffen, die gar nicht gebärdet werden müssen: »gut«, »schlecht«, »mittelprächtig«, »schade«, »schön« oder »hässlich« lassen sich in feinsten Abstufungen vom Gesicht ablesen. Je ausdrucksstärker das Gesicht »mitspricht«, desto leichter kann man einen Satz in DGS verstehen. Auch die Gehörlosen selbst nutzen dieses Hilfsmittel sehr intensiv, wenn sie sich miteinander unterhalten.